

## **Rede von Oberbürgermeister Frank Meyer zum Tag der Deutschen Einheit**

**3.10.2019 / Seidenweberhaus**

### **ES GILT DAS GESPROCHENE WORT!**

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Gäste,

manchmal sehen wir Nachrichtenbilder und wissen im gleichen Moment, dass wir Geschichte live miterleben. Für uns als Deutsche gilt das ganz besonders für den Fall der Berliner Mauer, der sich in wenigen Wochen zum 30. Mal jähren wird: Wenn wir kurz die Augen schließen, sehen wir alle die Bilder von feiernden Menschen am Brandenburger Tor, von klapprigen Trabis, die über die Grenze rollen, von Mauerspechten, die sich ein Stück Historie mit nach Hause nehmen wollen – diese Aufnahmen haben sich ins kollektive Gedächtnis eingebrannt.

Der 9. November 1989 war der Tag, als aus der deutsch-deutschen Teilungsgeschichte wieder eine gesamtdeutsche Erzählung wurde – es war auch der Tag, an dem die Weltordnung, wie wir sie kannten, auf den Kopf gestellt wurde: Der Eiserner Vorhang fiel, das gefährliche Spiel der Großmächte ging fürs Erste zu Ende. Jede geschichtliche Einordnung, die uns Historiker im Nachhinein präsentiert haben, war in jenen Tagen noch zweitrangig: Im unmittelbaren Erleben nehmen wir Geschichte anders wahr, mit ungläubigem Staunen, fast so wie Kinder.

Heute vor 30 Jahren, am 3. Oktober 1989, gab es in der DDR bereits die Montagsdemonstrationen: In Leipzig gingen um die 100.000 Bürgerinnen und Bürger auf die Straße; Bewegungen wie das Neue Forum, der Demokratische Aufbruch oder „Demokratie Jetzt!“ hatten sich gegründet und gemeinsam eine sichtbare außerparlamentarische Opposition geformt; Erich Honecker hatte dem zum Trotz kürzlich verkündet: „Den Sozialismus in seinem Lauf hält weder Ochs‘ noch Esel auf!“ Und Außenminister Hanns Dietrich Genscher hatte auf dem Balkon der völlig überfüllten Prager Botschaft den berühmtesten Halbsatz der jüngeren Geschichte gesagt: „Liebe Landsleute, wir sind zu Ihnen gekommen, um Ihnen mitzuteilen, dass heute ihre Ausreise...“ – der Rest ging bekanntlich im Jubel unter.

So und nicht anders hat sich die deutsche Wiedervereinigung angefühlt, während wir dabei waren: Damals standen die Zeichen auf Neubeginn, die Zeit der Spaltung schien überwunden, der Weg war frei für ein neues Deutschland und ein neues Europa. Wir konnten

gemeinsam das Ende eines Unrechtssystems feiern, das seine Bürgerinnen und Bürger rund um die Uhr beobachtet, bedroht, verfolgt, drangsaliert und eingesperrt hatte.

Heute drängt sich der Eindruck auf, als sei es wieder dunkel und eng geworden in den Köpfen: Der Optimismus ist verschwunden, neue Mauern sind entstanden, neue Ängste bestimmen das Bild von der Zukunft – die Aufbruchsstimmung ist Ernüchterung gewichen. Diese Stimmungslage frisst an den Grundfesten unserer Demokratie: Vor wenigen Wochen waren in Brandenburg und Sachsen Landtagswahlen – und eine Partei, die gegen Minderheiten hetzt, die Meinungs- und Pressefreiheit für verhandelbar hält und die enge Kontakte zu gewaltbereiten Rechtsextremisten pflegt, bekam am Ende jeweils rund ein Viertel der Stimmen.

Anders gesagt: Genau 80 Jahre nach dem feigen Angriff auf Polen, der die größte Katastrophe des 20. Jahrhunderts ausgelöst hat, feiert eine Partei Erfolge, deren führende Vertreter den Nationalsozialismus für einen „Vogelschiss“ in unserer Geschichte halten. In solchen Momenten – das gebe ich offen zu – gibt mir der Osten unseres Landes Rätsel auf.

Das Wahlergebnis zeigt eindeutig, dass die Welt sich offenbar in Bautzen ganz anders anfühlt als in Krefeld, in Hirschfeld im Elbe-Elster-Kreis – mit 50,6 Prozent AfD – wirkt sie anders auf die Menschen als hier am Niederrhein. Wie gehen wir damit um, dass sich die Biographien und Lebenswirklichkeiten der Menschen im Osten oft so fundamental von unseren unterscheiden? Wie können wir – 30 Jahre nach dem Mauerfall – die beiden grundverschiedenen Perspektiven auf unsere Gesellschaft miteinander vereinigen?

Ich sage ganz ehrlich: Ich weiß es nicht – aber ich bin sicher, wir dürfen nicht aufhören, daran zu glauben und dafür zu arbeiten. Die deutsche Einheit muss in dieser Hinsicht wie eine starke gemeinsame Erinnerung sein, die uns zusammenschweißt und uns auch in schwierigen Zeiten aneinander festhalten lässt.

Was mir Mut macht, ist der mathematische Umkehrschluss aus den gerade erwähnten Wahlergebnissen: Denn schließlich haben drei Viertel der Menschen in Brandenburg und Sachsen demokratische Parteien gewählt. Wenn Pegida und andere rechtsextreme Organisationen heute „Wir sind das Volk!“ rufen, dann muss das für diese Menschen wie eine Anmaßung klingen: Denn der berühmte Ausruf der Solidarität hört sich plötzlich an wie: „Wir sind das Volk – und ihr nicht!“ Das ist ein furchtbares Missverständnis und eine nachträgliche Verunglimpfung all derer, die damals für Demokratie, Freiheit und Grundrechte ihre komplette Existenz und sogar ihr Leben riskiert haben.

Es wird höchste Zeit, dass wir uns an die ursprüngliche Bedeutung des Satzes erinnern – oder besser noch: den Satz modernisieren. Denn wenn ich auf die großen Herausforderungen unserer Zeit schaue, dann glaube ich nicht, dass ein „Volk“ alleine sie bewältigen kann: Diese Herausforderungen schreien nach einem starken Europa und einer geeinten Weltgemeinschaft. In einer globalisierten Wirtschaftsordnung, im Angesicht einer umfassenden Digitalisierung unseres Alltags, unter der ständigen Bedrohung, die Lebensgrundlagen auf diesem Planeten dauerhaft zu vernichten, und in dem Risiko, dadurch massive Fluchtbewegungen in Gang zu setzen, bin ich mir ganz sicher: Die großen Menschheitsaufgaben unseres Jahrhunderts werden sich nur in gemeinsamer Anstrengung

lösen lassen.

Auch die deutsche Wiedervereinigung ist ja nicht allein unserer eigenen historischen Leistung zuzuschreiben: Ohne das gemeinsame besonnene Handeln der ehemaligen Siegermächte wäre es niemals dazu gekommen – ich überlasse es Ihrer eigenen Fantasie, ob die heutigen Staatschefs in den USA, der Sowjetunion und Großbritannien zu solcher Besonnenheit fähig wären.

Der Lauf der Geschichte schreibt uns Deutschen eine besondere Verantwortung zu, eine Verantwortung für den Frieden in Europa und für die Verständigung unter den Völkern.

Dieses Europa, wie meine Generation es nun schon lange kennt – das Europa der offenen Grenzen, der freien Wahl des Arbeitsplatzes und des Wohnorts, der einheitlichen Währung und der gemeinsamen Rechte – dieses Europa hatte zuletzt so manches politische Erdbeben zu überstehen. Doch die Krisen lehren uns auch, dass wir die europäische Gemeinschaft der Staaten niemals als gegeben hinnehmen dürfen – zumal sie aus historischer Perspektive bislang kaum mehr als einen Wimpernschlag dauert. Die Generation unserer Großväter hat noch in einem verheerenden Krieg gegen die Großväter jener Menschen gekämpft, die jetzt unsere engsten Verbündeten sind – ich persönlich empfinde es als Wunder, dass wir uns heute als Freunde und Nachbarn gegenüber treten dürfen.

Deshalb ist eine EU auf der Suche nach sich selbst, eine EU, die mit ihren Werten hadert und eine gemeinsame Linie finden will, für mich immer noch besser als eine EU, die sich aufgegeben hat und den Kontinent wieder in Zeiten zurückgleiten lässt, die wir alle überwunden glauben.

Doch als überzeugte Europäer dürfen wir uns nicht damit begnügen, mit bangem Blick nach Warschau, Budapest oder London zu schauen – wir können alle daran mithelfen, an einem Europa der gemeinsamen Werte zu bauen. Denn neben dem großen, manchmal doch etwas schwerfälligen Europa der EU gibt es auch das Europa der kleinen Schritte – und dank offener Grenzen und gemeinsamer Gesetze war es niemals so leicht, diese Schritte zu gehen.

Das tun wir in Krefeld ganz bewusst: Besonders die Kontakte zu unseren Nachbarn in den Niederlanden haben wir deutlich intensiviert. Darüber hinaus gibt es auf regionaler Ebene inzwischen feste Begegnungsformate wie die Grenzlandkonferenz, bei der es zum Beispiel um Themen wie Arbeitsmarkt, Bildung und Mobilität geht – und zwar ganz nah am Alltag der Menschen. Zum Beispiel: Wie können wir das bürokratische Prozedere erleichtern, wenn jemand auf der anderen Seite der Grenze eine Arbeit aufnehmen will? Wie schaffen wir es, durchgehende Buslinien einzurichten, die sich möglichst mit ein und demselben Ticket nutzen lassen? Wie lassen sich Radwegenetze besser verbinden?

Durch die vielfältigen Kontakte entsteht in unseren Beziehungen ein unschätzbare Wert – nämlich persönliche Nähe: Menschliche Verbindungen lassen sich nicht in kluge Satzungen oder hübsch gerahmte Urkunden packen, sie müssen auf der persönlichen Ebene wachsen – und sie sind zwischen Krefeld und Venlo zuletzt dutzendfach gewachsen. Auch zu unserer englischen Partnerstadt Leicester haben wir, mitten in den Verhandlungen um den „Brexit“, die Kontakte wieder gestärkt: Auch heute sind einige unserer Freunde aus Leicester hier – My

dear friends, welcome to our traditional concert on the day of German unity, I hope you enjoy being here with us.

Doch statt „Good evening!“ darf ich heute Abend vor allem „Buona sera!“ sagen: Denn unser Partnerland beim diesjährigen Konzert ist Italien. Das hat wie immer Auswirkungen auf die Musikauswahl: Lieber Herr Grosse, lieber Herr Kütson, ich danke Ihnen, dass Sie auch diesmal wieder auf unsere Sonderwünsche eingegangen sind – obwohl Sie beim Thema Italien nach großen Komponisten ja nicht lange suchen mussten.

Ich freue mich außerdem sehr, dass der italienische Generalkonsul Pierluigi Ferraro heute Abend bei uns ist und gleich noch einige Worte zu uns sprechen wird. Einige von Ihnen haben Herrn Ferraro vielleicht schon gestern Abend erlebt, als er mit seiner Band in der Friedenskirche aufgetreten ist: Auch hier ist aus dem persönlichen Kontakt sogleich eine kulturelle Verbindung gewachsen.

Übrigens standen gestern Musikerinnen und Musiker aus Deutschland, Italien, Russland, Ecuador und Schweden auf der Bühne, und bei unseren Sinfonikern sind sogar 21 verschiedene Nationalitäten auf der Bühne versammelt. Auch die Dirigenten teilen sich brüderlich die Arbeit: Mihkel Kütson wird nach der Pause bei der Sinfonie von Johannes Brahms am Pult stehen, sein italienischer Kollege Simone Valeri jetzt gleich bei den Werken von Puccini und Respighi.

All das ist nicht überraschend: Kunst und Kultur bringen Menschen in aller Welt zusammen, sie öffnen uns die Augen für neue Sichtweisen und helfen uns dabei, eigene Gewissheiten zu hinterfragen. Deshalb fällt der Kultur eine so wichtige Rolle bei der Integration zu, und zwar in beide Richtungen: Über kulturelle Erfahrungen verstehen Menschen, die aus anderen Ländern zu uns kommen, unsere Werte und Traditionen – umgekehrt lernen wir andere Perspektiven kennen und verstehen. Das ist ein uraltes Prinzip, eigentlich eine Binsenweisheit: Doch wenn ich heute die öffentliche Debatte über Zuwanderung folge, glaube ich manchmal, dass einige diese Selbstverständlichkeit vergessen haben.

Dabei liefert uns gerade die italienische Migrationsgeschichte in Deutschland ein gutes Beispiel für die Wirkweisen von Integration: Sie war kein Selbstläufer, und sie griff erst im Laufe von Generationen – aber am Ende ist sie gelungen, und unsere Gesellschaft profitiert davon.

Auf breiter Basis begann die Zuwanderung von Italienerinnen und Italienern nach dem Zweiten Weltkrieg, etwa Mitte der 1950er-Jahre. Zunächst waren viele dieser Einwanderer isoliert, manche waren sogar fremdenfeindlichen Angriffen ausgesetzt – lediglich die Missione Cattolica Italiana, die auch hier in Krefeld aktiv ist, bot den Landsleuten Unterstützung und Gemeinschaft. Heute, in der zweiten und dritten Generation, sind die meisten italienischen Einwanderer und ihre Familien perfekt in die deutsche Gesellschaft integriert und haben sie auch in vielerlei Hinsicht bereichert – und das meine ich ausdrücklich nicht nur im kulinarischen Sinne!

Bei uns in Krefeld leben aktuell 3856 Menschen mit italienischem Migrationshintergrund – das sind prozentual fast doppelt so viele wie im Bundesdurchschnitt. Gleichwohl bemerkt

man diese große italienische Gemeinde im Alltag kaum – und ich denke, das liegt daran, dass sie längst unverbrüchlich zu unserer Stadt gehört. Die Italienerinnen und Italiener sind aus Krefeld nicht wegzudenken: Aus den Gastarbeitern von damals sind die Freunde und Nachbarn von heute geworden – und mitsamt ihren Kindern und Enkeln sind sie längst ein fester Bestandteil dieser Stadt.

Eine solche Migrationsgeschichte darf uns Mut machen in den leider oft destruktiv geführten Debatten über Einwanderung.

Aus meiner Sicht ist der Faktor Zeit ein entscheidendes Instrument bei der Integration, aber vielleicht auch bei der Lösung unserer deutsch-deutschen Probleme: So lange wir in Kategorien wie Ost und West denken, so lange wir den Status quo an der Euphorie des Mauerfalls messen, so lange wir das Trennende suchen statt das Verbindende – so lange ist diese Deutsche Einheit auch nach 30 Jahren noch zu frisch, um vollständig zu gelingen.

Machen wir ein letztes Mal die Umkehrprobe: Es dürfte in Ost und West eine klare Minderheit sein, die Grenzen und Mauern wiederaufbauen möchte, inklusive der Repression und der Kriegsangst die damit verbunden waren. Es dürfte eine Minderheit sein, die Europa wirklich aufs Spiel setzen will, mit all seinen Freiheiten, von denen wir und unsere Kinder ständig in unserem Alltag profitieren. Es dürfte eine Minderheit sein, die der Bedrohung unserer Lebensgrundlagen gleichgültig oder mit trotziger Ignoranz entgegentritt.

Lassen wir uns nicht von dieser Minderheit den öffentlichen Diskurs diktieren – und lassen wir uns heute nicht den Tag der Deutschen Einheit verderben!

Die Umbrüche der Jahre um 1989 sind ja gerade ein Beleg dafür, was uns Menschen möglich wird, wenn wir zusammenstehen und gemeinsam für eine gute Sache kämpfen. Daran dürfen wir uns auch heute ein Beispiel nehmen – und viele Kinder und Jugendliche tun das seit Monaten bei ihren Freitagsdemos.

Denn manchmal wandelt sich die Welt vor unseren Augen – und wir können noch 30 Jahre später ergriffen davon erzählen. Veränderung geschieht nicht von selbst, Geschichte findet nicht nur in Büchern statt: Wir müssen begreifen, dass wir immer ein Teil davon sind.